

Der Bauer vom Wald.

Ergählung von Anton Persall.

(6. Fortsetzung.)

Der Salon bei Altlinger war bereits dicht gefüllt. Da waren adeliche Gutsbesitzer aus der Umgegend, die man nicht aus den Augen verlieren durfte, Architekten mit Frauen und Töchtern, Geschäftsfreunde, die sich verständnisvoll zunickten, sogar einige Künstler fehlten nicht, junge Leute, welche um ein Glas Champagner überall zu haben waren.

Dazu kamen noch die besondern Freunde des Herrn Fritz, typische Exemplare des großstädtischen Nachwuchses, kümmerliche Gestalten in gedehnter Tracht, mit jedem Worte, mit jeder Bewegung die schlechte Erziehung verrathend.

Frau Wanda, in auffallender, kostbarer Kleidung, wurde beständig von dem Operettentenor Vigo umschwärmt, der ihr in auffallender Weise den Hof machte, während Polenz wie ein Pascha unter den Gästen wandelte.

Matthias stand mit seiner hohen, kräftigen Gestalt, der unter dem schwarzen Rocke sich abzeichnenden Muskeln, der noch immer etwas schwerfälligen Bewegung des Bauern, den dortigen Gesichtszügen, die sein neues Leben nicht so rasch verwischen konnte, vortrefflich ab inmitten dieses bunt zusammengewürfelten Bilde.

Nur die Hauptperson fehlte noch für Herrn Polenz, den eine heftige Unruhe besaß — Johannes und seine Frau. Eben war man im Begriffe hinauszugehen, sie zu holen, da trat schon Graf Waradin ein.

Laute Stille, allgemeine Verregung. Während Polenz seine Gattin vorstellte, schneifte das Auge des Grafen suchend über alle Köpfe.

Matthias wurde mit einem scharfen Blick und einem äußerst gemessenen Kopfnicken abgefertigt.

„Wo ist denn der Vater Ihres Schwiegersohnes, der Bauer vom Wald?“ fragte jetzt der Minister.

Polenz stand der Schwelger auf der Stirne. Er war verloren, wenn Johannes ihm einen Streich spielte. So unglaublich es war, der Graf hatte sich den Bauern in den Kopf gesetzt.

In dem Augenblick ging eine Bewegung durch den Raum. Polenz hätte aufstehen mögen. Da stand er, der Bauer vom Wald, im langen Rocke mit den schweren Silberknöpfen, mit den hohen glänzenden Stiefeln und den Lederschuhen, die bis an die Knie reichten — eine Hühnergestalt, die alle Anwesenden an Kopfgröße übertraf. Ihm zur Seite die Bäuerin in schwarzer Seide, mit roten Blumen darin gewirkt. Um den Hals die silberne Kette aus feinstem Silberfiligian mit feurigen Rubinen besetzt, das schwere Haar von einer Art Krone gehalten, welche das Hinterhaupt schmückte.

Das Masteroenhafte des ganzen Auftretes, vor dem sich Johannes mit Recht so gescheut, kam im ersten Augenblicke gar nicht zur Empfindung, so einseitlich wirkte Tracht und Wesen.

Graf Waradin war sichtlich angenehm überrascht. Er ging sofort auf Johannes zu, reichte ihm die Hand und ließ sich seine Frau vorstellen.

„Es freut mich sehr, Sie hier zu sehen,“ begann er zu Johannes. „Habe schon gehört von Ihrem schönen Wald, den leider die bösen Konnen verjährt haben. Nun, die Hauptsache ist ja der Boden: Der Boden bringt auch wieder Wälder. Und dann können Sie sich, wie ich sehe, über die Früchte nicht beklagen, die er getragen hat. Sie haben es verstanden, sie gut zu verwerten. Sagen Sie einmal, haben Sie gar kein Heimweh, gar keine Sehnsucht nach Ihrem Hofe? Sie sehen mir gar nicht darnach aus, als ob Sie sich rasch bei uns eingewöhnen könnten.“

Johannes wurde ein wenig Mann wollte mit den wenigen Worten sein ganzes Innere um und wachte sein Gemüthe. Nicht gedacht hatte er seit Monaten an den dankbaren Boden, nicht einmal hatte er ihn aufgesucht trotz aller Briefe und persönlichen Bitten Rods.

Er drehte den Hut in der Hand und stotterte einige allgemeine Redensorten. In seinem Alter taugte man nicht mehr zur Landarbeit und sei am Ende überall zur Last.

Die Felder; und er sprach von dem Bauern Leid und Freud, von allem, was ihn bedrückte, von allem, was er sich oft ausgedacht wenn er durch seinen Wald ging, wie es sein sollte und könnte, und der Graf hörte ihm schweigend zu, und nicht nur ernst mit dem Kopfe.

Plötzlich intonierte das Orchester einen Marsch. Johannes erwachte wie aus einem Traume.

„Aber was red' ich denn da, Excellenz. I bin ja kein Bauer mehr. Was nur grad so ein hoch' Herr so an müßigen Schwäzger anhör'n mag, der sein Grund und Bod'n verlass'n und in der Stadt faulenz!“

„Aberdings, da gebe ich Ihnen Recht, Sie hätten bleiben sollen, was Sie waren,“ entgegnete der Graf. „Gerade um solche Leute, wie Sie, ist es schade. Was aber Ihre weitere Bemerkung betrifft — Sie arbeiten ja eigentlich mehr wie früher, Sie sind ja, wie ich höre, die Seele des Geschäftes hier.“

Johannes sah starr auf den Grafen.

„Da können Sie ja segensreich wirken für Ihren Stand,“ fuhr dieser fort, „Warnen, helfen, raten! Die Leute sind ja gewöhnlich allen erdentlichen Uebervorteilungen ausgelegt, die keinen Rinder, mit einer großen Summe in der Hand. Da haben Sie ein herrliches Feld zur Tätigkeit. Uebrigens brauche ich Ihnen ja das alles gar nicht mehr zu sagen. Wie mir Herr Polenz berichtet hat, leisten Sie bereits ersprießliches in dieser Richtung. Ja, offen gesagt, Ihnen gegenüber — ich bin fest entschlossen, bei der Frage der Ringbahn, welche ja sehr bedeutend die landwirtschaftlichen Interessen unserer Umgegend betrifft, ganz insbesondere darauf Rücksicht zu nehmen. Also rechtsergeben Sie mein Vertrauen. Ich hoffe die wilde Spekulation, die mit unläuteren Mitteln kämpft. Sie sind ein braver Mann, ich verlasse mich auf Sie.“

Johannes vergaß jede Verbeugung und blickte starr dem Grafen nach, welcher sich zur Gesellschaft zurückbegab.

Also darum hatte er ihn geholt, der schlaue Fuchs — darum diese Komödie mit der Bauerntracht!

Er, die Seele des Geschäftes, die Stütze seines Standes! Der verlorne Johannes, der auf den Bierbänken seine Sprüche machte, der ohne daß man ihn darum fragte, das falsche Spiel mitmachen mußte, den braven Mann zum besten zu halten.

Schon wollte er dem Grafen nachgehen, ihm alles gestehen, da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke.

Wenn er diese Lüge zur Wahrheit machte, wenn er wirklich das würde, für was ihn der Graf hielt, der Helfer seiner Landsleute! Wenn er diesem Polenz besser auf die Finger sähe, sich mit aller Kraft beim Unrecht widersetzte, all die zweideutigen Geschäfte verhinderte, von denen er schon erfahren — wäre das nicht besser, nicht nützlicher?

„Sie sind ein braver Mann, ich verlasse mich auf Sie,“ hatte der Graf gesagt.

Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er fühlte etwas von der alten Kraft zurückkehren. Es war ihm, als ob er plötzlich auf seinem Grund und Boden stünde, von dem es wundersam aufstieg durch sein ganzes Wesen.

Graf Waradin wartete nicht einmal das Wahl ab, er wurde bereits anderwärts erwartet und mußte leidet fort.

„Ihr Vater ist ein trefflicher Mann. Ich habe mich gefreut, ihn kennen zu lernen. Nehmen Sie sich nur ein Beispiel daran,“ sagte er zu Matthias, welcher ihn mit Polenz die Treppe hinauf begleitete. Dann zu letzterem: „Folgen Sie nur seinen Rathschlägen. Er hat sehr gesunde Anschauungen.“

Diese Worte genigten für Polenz. Die Worte war gemessen. Der Graf war richtig auf den Leim gegangen.

Es fühlte ihn die wilde Hast eines Raubtieres, wenn es die sichere Beute wittert, zugleich aber etwas wie Dankesgefühl gegen Johannes. Er eilte auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

„Brav haben Sie Ihre Sache gemacht. Famos! Der Graf schwört auf Sie. Aber jetzt kommen Sie mir nicht aus dem Hause, die Seele des Geschäftes müssen Sie werden.“

Polenz wurde als alles Erdentliche gefeiert, als Hort der Kirche, als Unternehmungsgeist, als Vater der Arbeiter, als „Mann der Zeit.“ Das war der Knalleffekt, der sich nicht mehr überleben ließ.

Und auch Johannes, erhöht vom Weine, von dem ungewohnten Lärm, dem Lobe des Ministers, das in ihm nachdröhnte, stieg mit an auf den „Mann der Zeit,“ derselben Zeit, der er einst so stolz die Fehde angefündigt hatte.

Nachdem diese Komödie zu Ende war, küsteten sich rasch die Masken unter dem Einflusse des Champagners. Frau Polenz verlor ihre ganze Grandezza und wurde wieder möglichst lärmend. Herr Fritz und Genossen rühten den Damen gegenüber über ihr gewöhnliches Spracherhaus, während man in einer anderen Ecke unter dem Vorhange des Herrn Polenz eine förmliche Börse abhielt, Bündnisse abschloß, sich unter dem Scheine der Freundschaft hinter die Karten zu blicken suchte.

Johannes hatte jede Haltung verloren; er glückte ihm mit dem weingeröteten, aufgebunzenen Antlitze, den schwankenden Bewegungen mehr einer lustigen Fälschungsfigur, mit der man sich ungestraft jeden Scherz erlaube. Auch die Bäuerin hatte ihren Groß und ihr Bedenken über den unzähligen Schmuckeisen, ihr Aussehen betreffend, längst vergessen und schwebte mit dem Strome, dessen gleichendes Spiegelbild sie schon einmal verlorde.

Den Höhepunkt erreichte der Abend, als Herr Vigo, von Frau Wanda feurig begleitet, jene charakteristischen Lieber einer in wilden Genussübungen sich schüttelnden Zeit sang.

Alles drängte sich mit erhöhten Gesichts, die die Weiden, welche nicht verfehlten, durch gegenseitiges Augenpiel die schwülde Wirkung zu erhöhen.

Auf Johannes wirkte diese Musik im Gegentheil ernüchternd. Der Inhalt dieser Lieder verdroß ihn. Solche Sprüche waren ihm von jeher in die Seele hinein verhaßt; selbst in der Verfassung, in der er sich augenblicklich befand, kam er nicht darüber hinweg.

Jetzt träumte er nicht, jetzt war er wach.

„Was träubst Du Dich, schöne Wanda, wenn ich Dir sage, daß ich Dich über alles liebe? Ja, Vigo, den alle Frauen begehren. Soll ich einem Bauernjungen weichen?“

Der Sänger stürzte diese Worte. Wanda machte wohl eine Einwendung, einen schwachen Versuch, sich seiner Umschlingung zu entziehen.

„Torheit!“ stürzte er, „in unferer Zeit!“

Noch inniger umarmten sie sich, dann legten sie die Finger auf die Lippen, und Beide verließen Arm in Arm den Raum.

Johannes sprang auf, als ob er ihnen nachzögen wollte, ballte die Faust. Da vernahm er wieder das seltsame Geräusch. Jetzt klang es fast wie damals, als die Milliarden von Raupen seinen Wald auffraßen, Milliarden von Kiefern sich bewegten, und der Nadelregen herabrieselte.

Er stürzte nach der Tür. Bunte Paare drehten sich im Tanze, Seide knisterte, Fräulein wehten, und in dem Augenblicke flog die Mantiel auf ihm vorbei in den Armen eines Mannes, das Äußerliche ergriff, das Krönchen von Perlen schief im halbgeöffneten Haare und dicht hinter ihr her walgte Wanda mit dem Sänger, Matthias mit einem halben Rinde, zu dem er wohl ähnliche Worte stürzte, wie eben der Sänger in das Ohr seines Weibes geflüstert hatte, dem höflichen Lachen nach auf seinen Lippen, dem heißen Blick seiner Augen.

Der wilde Polenz im Arme einer Schönen, die ihm verständnisvoll zulächelte — dann verortete sich alles wieder im bunten Kreisel.

Johannes trat mitten hinein. Er rief jäh nach seinem Weibe.

Man lachte über den trunkenen Bauern, umtanzte ihn noch toller, zog ihn am Rocke, bis die Bäuerin selbst sich seiner annahm, ihm zuflüsterte, er solle sich doch schämen und sie nicht vor allen Leuten zu Schanden machen.

Doch er suchte sie mit eisernem Griff bei der Hand. „Wie geh'n, Moni!“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

„Was hast denn, Johannes?“ fragte sie besorgt, „heut' könne wir uns waschhaftig net beklagen.“

leben einmal in der Großstadt und auf seinem Dorfe. Uebrigens ist Ihr Matthias in diesem Punkte auch nicht vorurtheilhaft, ich weiß es. Nicht, daß ich darin eine Vertheidigung meiner Tochter sehe, wohlverstanden; in dem — ich will Ihnen was sagen, Johannes, mischen wir uns nicht hinein. Wir ziehen doch den Kürzeren mit unseren veralteten Anschauungen und können nur Unheil stiften.“

Johannes mußte ihm auch hierin recht geben. Er hatte einmal kein Urtheil über diese fremde Welt und sah wohl alles in zu düsteren Farben. Was kümmerte sie ihn auch weiter? Sein neuer Wirkungskreis führte ihn ja auf das Land zu seinen Berufsgenossen.

Er trat denselben antrat, machte er noch einen kurzen Abstecher nach dem Hofe zu Ferkel und Rosk. Es war ihm, als müßte er erst dort die rechte Kraft schöpfen zu dem neuen, verantwortungsvollen Werke.

Er trat froh und den alten Grimm in voller Tätigkeit. Große Schlagschäden waren bereits mit kräftigen Pflanzen versehen, anderwärts schloß sich bereits wieder der bei dem großen Neuhieb verschonte Unterwuchs zu förmlichen Dickungen.

Es war ein sonderbares Gemisch von Freude über den neuerstehenden Wald und Verdruss über sein feiges Weichen, was in ihm aufstieg. Trotz aller Liebe Rods, trotz aller Erinnerung, die sie in ihm wachrief an glückliche Zeiten, hielt er es nicht länger aus wie zwei Tage, die Ruhe ringum regte ihn jetzt auf.

Und am Ende ist doch die ganze Wirtschaft da, das langsame Abwarten und Wachszufahren ein recht kleines Wert gegen, welches er jetzt vorhatte.

Der gesunde Bauerninstinkt hatte ihn bereits verlassen, die Ehrfurcht vor dieser Arbeit im Kleinen, die nur die eigene Scholle gab. Die vielgestaltige des Händlers und Vermittlers erschien ihm bereits viel wichtiger und bedeutender.

So kam Johannes in den allbekanntem Einspänner mit dem Apfelschimmel.

Zwei Jahre waren vergangen. Ein regnerischer Apriltag — graues Gewölbe über dem schiedend über der schmutzigen gelben Landschaft. Der Wind fuhr stöhnd in die halbverwischten Föhrenbüschel, über das rotgelbe Moorgras zu beiden Seiten der grundloßen Straße, auf welcher der Apfelschimmel schwerfällig dahinschlief; aber sein Haupt trug er jetzt tief gesenkt und von dem ruffigen Feuer war wenig mehr zu verspüren.

Sein Führer hatte den breiten Hut tief in die Stirne gezogen gegen den fast horizontalen Strichregen, der ihm das Äußerliche peitschte. Unter dem blauen Manteltragen stahl sich schneeweißes Haar hervor.

Der schwere Körper drückte die Federn bis auf das Wagengestell herab.

Das ganze Ding knackte und ächzte, und der Schimmel hatte seine Not in dem schlammigen Gesele. Gerade als ob außer dem Manne heute eine ganz besondere Last im Wägelchen läge.

Und sie lag wirklich darin und zwar dem Manne gerade auf der Brust, so daß er kaum Atem genug bekam.

Und wie stolz und frei war er schon auf demselben Wagen gefahren, im selben Handel, und wie ihm begegnete, rief ihm schon von weitem grüßend zu.

Vorbei! Auf immer vorbei! Diese verdammte neue Zeit drehte sich einem unter den Fingern um und zeigte ihm zu ein ganz anderes Gesicht.

Wer hätte das noch vor einem Jahre gedacht! Mit einem Schlage aus, rabulais aus mit dem ganzen Aufschwunge! Gerade als wenn die Welt ausgebrochen wäre in der Stadt! Kein Quadratfuß mehr zu verkaufen, kein Glaube und kein Vertrauen mehr weit und breit. Kirchhofstraße! Jeder weiß einen anderen Grund, und keiner den rechten. Die Zeitungen vertuschen und vertuschen, sprechen höchstens von augenblicklicher Krisis ohne weiteren Belang.

Alles schweigt und wartet auf etwas Besonderes, etwas besonderes Freudiges, oder etwas Furchtbares — man weiß es selbst nicht, vermeidet darüber zu sprechen.

Der Polenz tut auch gar nicht dergleichen, im Gegentheil, er prökt jetzt mit seinem Schwiegersohne um die Weite, dabei die ganze Stadt in sein Haus oder verbringt ganze Nächte in lustiger Gesellschaft, wo es hoch hergeht.

nicht wieder mitgebaut daran die letzten Jahre?

Wenn er jetzt aufstände aus dem Grab, der jüngst verstorbene Minister, und vor ihn hinträte wie damals — „Sie sind ein braver Mann, ich verlasse mich auf Sie!“ Mühte er nicht bis in sein Innerstes hinein erlöset, er, der Beschützer des Bauernlandes?

Wie viele Duhende hatte er denn schon von Haus und Hof gebracht! Allerdings um ein schönes Stück Geld, das noch dazu die reinsten Wucherprozente trug beim Polenz. Sollte er den Leuten etwa dafür irgend ein Anwesen anhängen weit draußen im Lande, das kaum seinen Mann würde, wie er es anfangs getan? Wird denn die Zeit nicht immer schlechter für den Bauern? Wozu denn einen Stand halten, der sich einmal überlebt hat? Die Leute stehen sich ja so viel besser bei den hohen Zinsen!

Wenn aber der Polenz wirklich fiel — dann stürzt es auch über ihn ein das Haus, über alle, die ihm ihr Hab und Gut anvertraut, über alle, die er dazu gebracht — ja, er, nur er allein! Seit Jahren schleppte er sie ja von weit und breit herbei. Sie verlauten ja ihm wie die Kinder, er gehörte ja nicht zu den verhassten Ausbeutern in der Stadt. Er war ja von ihrem Fleisch und Blut, sprach ihre Sprache.

Heiliger Gott! Wenn die alle dann vor ihn hinträten, die Fäuste gegen ihn erhoben, die Männer, die Frauen, die Kinder, denen er die Heimat genommen, die er zu Bettlern gemacht!

Der Einspänner ächzte und beugte sich ganz zur Seite, als ob er die Last nicht mehr tragen könnte, und Johannes hieb auf dem Apfelschimmel ein.

Er fuhr eben wieder denselben Weg in sein bestes Revier, aus dem er dem Polenz schon manchen fetten Bissen geholt, aber der fetteste war noch übrig. Jetzt lag er bereit. Der alte Bestzer des Anwesens hatte es dem Sohne übergeben, und der war schon lange mirbe gemacht.

Johannes zögerte immer noch mit dem Wägelchen, der Alte tat ihm leid. Er war ohnehin kränzlich. Vielleicht starb er vorher.

Gestern aber drängte Polenz. Er müsse das Gut haben, es sei bereits wieder so gut wie verkauft an eine Holzstoffabrik.

Seine Erregung fiel ihm auf, sein Haften. War es doch sonst seine Art nicht, und das Objekt nicht so bedeutend.

Wenn er um jeden Preis Geld brauchte, so könnte er doch für den Augenblick aus den Kapitalien schöpfen, die bei ihm lagen.

Karr! Als ob der Haufen Geld tot im Eisenschranke liegen könnte. Der arbeitete ja draußen, trägt die Procente. Das weiß doch jeder Mensch.

Er braucht einfach Geld, das kommt in den besten Geschäften vor, daß es einmal ausgeht. In keinem Falle möchte er es in irgend etwas verbesse, nur das nicht. Auf den einen kommt es jetzt auch nimmer an, und dessen Schaden ist es ja nicht.

Vom neuem hieb Johannes auf den Schimmel ein.

Nur das eine Mal noch, dann will er nichts mehr wissen von dem ganzen Geschäft. Dann nimmt er seine fünfzigtausend Mark und zieht sich zurück. Mit dem kleinsten Ertragnis will er sich gerne zufriedengeben. Vielleicht kauft er selber noch ein kleines Gütl' ober er zieht mit seiner Frau zur Rosk hinaus. Das müßte ein Glück sein! Seine Ruhe wieder haben, keine Sorge, keine — Gewissensbisse.

Der Schimmel fing jetzt sogar zu galopieren an, so daß er die Zügel anziehen mußte.

Das Dorf Fehingen lag zwei gute Stunden von der Stadt entfernt, mitten im besten Getreideland. Bei dem unnatürlichen Steigen des Bodenwertes sahen sich die vertriebenen Industrien, welche sich früher an der Grenze der Stadt nieder gelassen hatten, genötigt, das flache Land aufzusuchen.

Fehingen eignete sich infolge seiner Lage an zwei großen Querstraßen vortrefflich dazu, und Polenz und Altlinger waren es, welche zuerst ihre Augen darauf warfen, nachdem in der Stadt selbst schon längst kein Geschäft mehr zu machen war.

(Fortsetzung folgt.)